

Sonne. Taglich trifft sich hier die internationale Welt, auch dann, wenn hier der sogenannte Winter von Juni bis Oktober das Klima mildert. Unter breiten Sommerschirmen liegt man plaudernd im Badedreg mit schönen Frauen; dann lockt die blaue See, man wirft sich den Brechern entgegen und ist man aus der eigentlichen Brandung heraus, so wiegt sich das Band vor unseren Augen, die wir von Wasserbergen in die Tiefe gleiten, wenn eine Woge uns passiert. Steuerbord voraus bricht sich die Brandung an den Betonkissen des Küstenforts und magt man sich zu weit hinaus, so tönt warnend das Signal des schwarzen Wächters im Boot, das vor der Brandung an den sechs Posten ankert. Hoch oben die Seeader weichen erstaunt, doch in ruhiger Kurve dem Riefendogel aus, der als Werk von Menschenhand aus dieser gelungenen Naturgemälde aus der Luftperspektive bewundern läßt.

Dort, wo der Strand nicht trocken wird, steht der Wächter, steht in die Brecher, steht die Punkte im grünlichblauen Aquamarin des Wassers, und im Boden furt das Netz durch die Luft, das die Luft zieht es zu Grund und langsam ruht sich die braune Sand Wäsche mit den silbernen Geschenken des Meeres. Hochgeworfene Kleinere verschwinden eifertig im Sand, um sich der nächsten Rückfahrt anzuvertrauen.

Der Abend kommt blau über die Berge, erlicht geht man zum Land und wie die Perlenkette längs der „Praia de Copacabana“ mit einem Schlage aufleuchtet, erhebt sich als Lichtstreck das Palacehotel, wo man den Abend verbringt um die rollende Kugel. Beide Teppiche dämpfen den Schritt, die Stimme des Exoupiers hallt einmündig in den weiten Räumen, wo heisse Augen auf das grüne Tuch starren, das bunt belebt ist von Spielmarken. Dort legt nervös die Hand des Glücksuchers die farbigen Glückspiegel auf die Felder, die winzige Kugel entscheidet ohne Gunst, hier wechselt gelassen der Weltmann die Fächer in werthvolles Geld und geht noch zu einem Drink hinüber, wo Klänge locken, nach denen sich mondäne Frauen auf lichten Glase wiegen. Spät tönt der leise Gongschlag des Zeitmessen durch den Raum, klorierte Diener helfen den Gästen an der Garderobe, der schwere Wagen furt in der klaren Tropenmacht, das Rondell läßt die Kimmung verschwinden, hinter der wir ein Weltkräusel die weite Erde liegt und macht die Sterne verblissen, die aus dem Raum herüberstrahlen.

Beinahe zu schön ist diese Stunde und doch denken wir an die Heimat, als der Freund leise vor sich her singt: ... in meiner Heimat, da glühen die Sterne viel tausendmal schöner, als hier bei Euch ...

Setsuko Matsudaira

Die Diplomaten-Tochter als Thronfolgerin.

Von Dr. E. C. O. S. Tokio.

Der Herbst dieses Jahres wird Japan zwei gesellschaftliche Ereignisse wichtiger Art bringen, die Kaiserkrönung und vorher die Hochzeit des Prinzen Chichibu, des Thronfolgers, mit Setsuko Matsudaira, der Tochter des früheren Botschafters in Washington und neu ernannten Botschafters Japans am Hofe von St. James.

Verursachen die umfangreichen Vorbereitungen zur Kaiserkrönung das Kopfzerbrechen und die angespannte Tätigkeit der amtlichen Stellen, so interessiert sich die Masse des Volkes, vor allem das schönere Geschlecht in Japan weit mehr für den 15. September, den Tag, an dem zum ersten Mal in der Geschichte des Landes ein junges Mädchen ohne Rang und Titel, ja selbst ohne Adelsprädikat, einen Prinzen von Geburt heiratet wird, um aller Voraussicht nach später sogar Kaiserin zu sein.

Niemand wird dem jungen Kaiser Hirohito rückständige Ansichten nachfolgen können. Trotzdem ist ihm die Erlaubnis zur Ehe seines Bruders und voraussichtlichen Nachfolgers mit einer fortgeschrittenen bekannten jungen Dame aus adeligem Hause, die aber als Tochter einer Nebenlinie nur einen bürgerlichen Namen führt, nicht leicht gefallen. Außerdem verstieß die Verbindung auch gegen die kaiserlichen Hausgesetze. Schließlich fand sich aber ein Ausweg, indem Vicomte Morito Matsudaira, der Onkel der Prinzessin, seine Nichte adoptierte und sie zum Mitglied des japanischen Hochadels machte.

Die Vorgeschichte zur prinziplichen Hochzeit ist einer der wenigen fürstlichen Liebesromane aus der Wirklichkeit, die glücklich verliefen.

Politische Erwägungen, der Wunsch vieler Eltern in regierenden Häusern sich beim Entschluß des Prinzen Chichibu gänzlich ausgeschaltet gewesen. Man könnte seine Zuneigung zu Setsuko Matsudaira eine Jugendliebe nennen, denn schon als Kind war die Tochter des geschäftigen Diplomaten die bevorzugteste Tennispartnerin des Prinzen. An eine spätere Verbindung dachte damals noch niemand.

Die Verheiratung Tunesos Matsudairas als Botschafter nach Washington und eine längere Europareise des Prinzen — der erste Aufenthalt eines Mitgliedes des japanischen Kaiserhauses außerhalb des Landes — schienen die Jugendfreundschaft trennen zu wollen. Einer jener Zufälle aber, wie sie sonst nur in Romanen zu finden sind, führte Prinz Chichibu und Setsuko wieder zusammen. Während seiner Studien in England erreichte den Prinzen die Nachricht vom unerwarteten Tode seines verhältnismäßig noch jungen Vaters, des Kaisers Yoshihito. Prinz Chichibu benutzte den nächsten Dampfer zur Ueberfahrt nach den Vereinigten Staaten und hielt sich kurze Zeit in der japanischen Botschaft in Washington auf. Hier traf er die inzwischen siebenjährige Setsuko wieder. Das Zeremoniell, das auch im Ausland dem Mitglied des Kaiserhauses gegenüber gewahrt werden mußte, gestattete dem Prinzen nur wenige Worte mit der Tochter des Botschafters, und doch nahm das junge Mädchen sein Herz sofort gefangen. Als er den Zug bestieg, der ihn an die Westküste bringen sollte, war sein Entschluß gefaßt: nur Setsuko Matsudaira sollte Prinzessin Chichibu von Japan werden.

Dieser prinzipliche Aufenthalt im Hause der Braut fiel in den Januar 1927. Als Setsuko im Juni dieses Jahres mit ihren Eltern nach Japan zurückkehrte, war sie die offiziell anerkannte Braut des Prinzen. Ihr Bräutigam selbst empfing es nicht bei der Ankunft in Tokio, denn auch als kaiserlicher Prinz fühlte er sich nicht berechtigt, das seinem Kommando anvertraute Regiment während der Wanderschaft einer Privatangelegenheit willen zu verlassen. Dafür begrüßten große Menschenmengen und ungeheurer Jubel die zukünftige Prinzessin, denn das japanische Volk verspricht sich von ihr, die drei der wichtigsten Entwicklungsjahre in den Vereinigten Staaten zu brachte, einen modernisierenden Einfluß auf das kaiserliche Haus und die Beseitigung mancher veralteten Sitten, so der bisherigen Unnahbarkeit und Abgeschlossenheit des kaiserlichen Hauses. Prinz Chichibu selbst erfreute sich wegen seines einfachen Auftretens und seiner modernen Anschauungen von Pflichten und Rechten eines Herrschers größter Beliebtheit.

Trotz dieser Ansichten des Brautpaares wird die Vermählungsfeierlichkeit nach allen japanischen Gebräuchen stattfinden. Die Braut, die sich sonst nur nach europäischer Mode kleidet, muß den seit Jahrhunderten üblichen engen cremefarbenen Hochzeitskimono der japanischen Prinzessinnen mit der langen gestickten Brokatheleppe und darüber ein Spitzenkleid in verschiedenen Farben mit lang herabhängenden Karmeln tragen. Ungemohnt dürfte der jungen Braut auch die zum Vermählungszeremoniell unumgängliche Hochzeitskrone sein. Sie wird um bereitwillig am Hochzeitstag zeitig aufstehen müssen, denn schon heute sind zwei der Hofmeister zum „Bau“ der bräutlichen Krone befohlen. Sie werden der Prinzessin das glänzende schwarze Haar in der Mitte scheiteln, über den Ohren in kunstvollen Wellen kräuseln und die Strähnen des Hinterkopfes als Rolle unter dem Wirbel aufstecken. Ein goldenes Diadem, der einzige Schmuck, wird die Stirne krönen. Unvermeidlich ist auch der große, mit Lackmalereien verzierte Fächer, dessen Troddeln auf dem Boden nachschleifen. Die an kurze Röcke und an amerikanische Ungezwungenheit gewöhnte Braut wird ihre ganze Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit aufbieten müssen, um in ihrer unbequemen Festtracht vor den kritischen Blicken der kaiserlichen Prinzessinnen bestehen und sich ungehindert bewegen zu können. Als zweite Frau im Reiche muß dann die Prinzessin Chichibu oft die Kaiserin vertreten, deren Gesundheit manches zu wünschen übrig läßt. Auch sonst dürfte das Leben dieses im ganzen Lande beneideten und doch auch geliebten Glückskindes nicht mühsamgängerlich sein. Denn Setsuko Matsudaira hat sich im Einverständnis mit ihrem Bräutigam vorgenommen, ein engeres Band zwischen Volk und Herrschen zu knüpfen, den Feindes des Kaiserthums zu beweisen, daß eine Monarchie auch in heutiger Zeit noch den Belangen des japanischen Volkes gerecht werden kann, und den Gegnern ihrer Verbindung mit dem Prinzen zu zeigen, daß auch ein Mädchen aus nicht fürstlichem

Haar die höchste Stellung im Reiche zu bekleiden vermag. Ihre Lebenswürdigkeit und die japanische Anmut ihrer neunzehn Jahre dürfte der jungen Prinzessin und zukünftigen Kaiserin hierbei zufluten kommen.

Am Auszug

Ausschwung des argentinischen Verkehrsweesen.

Der Ochsenkarren, das große, zweirädrige Fahrzeug, das bisher das wichtigste Verkehrsmittel in der argentinischen Pampa bildete, geht mehr und mehr seinem Untergang entgegen. Damit ist ein weiteres Stück des alten, malerischen Argentiniens zum Untergang verurteilt, die weite, fruchtbare Landschaft nimmt unter dem Siegeszug der Maschine ein neues Gesicht an. Und diese Entwicklung vollzieht sich schnell. Selbst dort, wo Wege selten und — wenn überhaupt vorhanden — schlecht befahrbar sind, breiten sich die Kraftwagen in einem Maße aus, daß sie binnen kurzem alle anderen Verkehrsmittel verdrängen werden dürften. Schon heute bilden sie ein verlässliches Verbindungsmittel zwischen den Städten und dem platten Lande, zumal sie nicht nur schneller und bequemer, sondern auch billiger sind als die früheren Verkehrsmittel. — In den Provinzen Santa Fé und Cordoba verwendet die Regierung bereits Kraftwagen mit Anhänger, um Getreide an die Eisenbahnstationen zu schaffen. Früher war man auf den je nach den Verhältnissen mit vier bis zwölf Paar Ochsen bespannten Karren angewiesen. Man schätzt die Zahl der Kraftwagen in Argentinien heute auf über 300 000, zu 95 Prozent amerikanischer Herkunft.

Die Eismaschine am Südpol.

Noch nie ist eine Polarexpedition derart freigiebig mit allen Ertragsprodukten und Annehmlichkeiten der Neuzeit ausgestattet gewesen wie das Unternehmen des Amerikaners Byrd, der im September von New York nach der Antarktis aufbrach. Ein Vorratsschiff für die Expedition ist vor kurzem nach Neuseeland geschickt worden, dem Sammelplatz der Teilnehmer. Zu seinen Vorrätsräumen lagern Tabakvorräte im Gewicht von zwanzig Zentnern, eine halbe Million Zigaretten, Rikiten mit Pfeifen, hundert Pakete Spielkarten, Musikinstrumente, Rikiten mit Süßigkeiten und Raumgummi und eine Maschine zur Bereitung von — Speiseeis. Wahrscheinlich soll der historische Augenblick, wenn die Amerikaner auf dem Südpol stehen, mit einem Becher Eiskreme gefeiert werden, weil jeder Yankee, der etwas auf sich hält, selbst in der Antarktis „trocken“ bleiben muß.

Die Kage als Hochtourist.

Als vor einiger Zeit eine Gesellschaft von Bergsteigern eine Besteigung der 3671 Meter hohen Blümlisalp unternahm, bemerkte sie zu ihrer großen Ueberraschung, daß ihr auf dem ganzen Wege eine kleine schwarze Kage folgte, die auch glücklich den Gipfel erreichte. Dort oben schien es dem Tierchen so gut zu gefallen, daß es, als die Gesellschaft den Rückweg antatz, durch keine Lockungen zu bewegen war, sich wieder anzuschließen. Da die Kage inmitten des ewigen Eises sicher zu Grunde gegangen wäre, fing einer der Touristen sie ein und steckte sie in seinen Rucksack, um sie so, wenn auch gegen ihren Willen, wieder in wärmere Gegenden zu bringen. Am nächsten Tage unternahm die Gesellschaft eine weitere Besteigung, wobei die Rucksäcke, darunter auch der mit der Kage, zurück gelassen wurden. Am Abend stellte sich zur allgemeinen Verwunderung heraus, daß einer davon, und zwar gerade der mit der Kage, fehlte. Man fand keine andere Erklärung, als daß die Kage bei dem Versuch, sich zu befreien, den Rucksack ins Rollen gebracht haben müsse, so daß beide einen Abhang hinunter geführt waren. — Wenige Tage darauf machte eine andere Gesellschaft dieselbe Besteigung. Zu ihrem größten Erstaunen fand sie hoch oben im Eise die kleine Kage, die es offenbar gelungen war, den Rucksack zu zerreißen und sich zu befreien. Trotz aller Bemühungen gelang es nicht, das Tierchen wieder zu fangen. Es entzog sich allen Nachstellungen und wartete hinter einigen Felsblöcken bis die Luft rein war. Wie die doch sonst sehr die Wärme liebende Kage es in der eifigen Kälte hat aushalten können, bleibt ein Rätsel.

Verantwortlich: H. Semmelmann. Altana Druck und Verlag: H. A. S. A. Altana.



Beilage zum Ultenauer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 36

Mittwoch, 5. September

1928

Aus dem Arnberger Wald ins Almetal

Diese anderthalbstägige Wanderung soll uns einmal die noch wenig bekannte Landschaft des Nordrandes vom Arnberger Wald und des Almetales erschließen. Für den ersten Teil können wir dazu Blatt Brilon der Sauerlandkarte 1:50 000 vom Sauerland-Verlag zu Herford benutzen, für den Rest sind brauchbare Wanderkarten nicht vorhanden.



In Warstein sehen wir den Wanderstock in Tätigkeit. Auf der Hauptverkehrsstraße 28 des Sauerländischen Gebirgsvereins streben wir nordwärts auf guten Fahrtrassen am Samstag nachmittag in knapp 2 Stunden Wanderung über Suttrop und die Forsterei Rörtlinghausen (das einstige kurfürstliche Jagdschloß bleibt rechter Hand etwas abseits liegen), nachher über die Brücke der noch jungen Wölfe zu der festungsartig aufgebauten Stadt Rütteln (835 m). 90 m hoch erhebt sich die Stadt über dem hier steilen Wölfbetal. Da das Städtchen noch manche kleinen Sehenswürdigkeiten im Stadt- und Wallbild bietet, bleiben wir zur Nacht.

Auch am Sonntag halten wir uns an Hauptwanderstrecke 28. Zwischen Feldern schreiten wir hinab ins Rihnebadstal und hinüber ins Wölfbetal, kommen dann durch Wald zum angeblichen Röhmerlager bei Kneblinghausen (80 Minuten). Noch ruht der Streit nicht, ob es sich hier um das Lager des Varus vor der Hermannschlacht gehandelt habe. Die Ausgrabungen werden am Sonntag des Bittern von benachbarten Bürgern erläutert. Einem Städtchen Feldweg schließt sich ein Waldweg an, bis wir nach gut einer Stunde am Forsthaus Ringelstein im Almetal angelangt sind. Wahrscheinlich ein liebliches Plätzchen. Bis zum Ende unserer Wanderung halten wir uns an die Almetale, deren Lauf wir folgen. Hierbei berühren wir nacheinander Sidinghausen, Weine und Soltshausen, endlich die Kreisstadt Buren (215 m). Von Ringelstein bis hier waren es ungefähr 2 1/2 Stunden. Auf der Landstraße führt der Wanderweg an Brenke und Widen vorbei bis zu der gewaltigen Wewelsburg in ungefähr 40 m über dem Almetal und enthält weitläufige Gebäude und einen großen Burghof mit Zwickelgebirge und Seimalmuseum. Da wir gut 8 1/2 Stunden gewandert sind, treten wir von

hier aus die Heimreise an, entweder über die sehenswerte Baderquellenstadt Baderborn oder über Brilon-Wald.

Die Schönheiten des Sauerlandes

Von Studentrat Franz Prebeck-Arnberg

Romantik der Technik.

Was den landschaftlichen Reiz unseres sauerländischen Berglandes, das wir, fremder Wanderer, die Kreuz und die Quer durchstreift haben, nicht unwesentlich erhöht, das sind die zahlreichen künstlichen Bergseen oder Talsperren, die sich vor allem über den westlichen Teil des Landes erstrecken. Naturgeborene Schönheit wird hier von der Kunst der Technik wirkungsvooll gesteigert.

So wahr es freilich ist, daß die gestaltende Hand des Baumeisters die Talsperren des Sauerlandes und des Bergisch-Märkischen Landes nicht eben dieser Erhöhung der natürlichen Schönheit des Landes willen schuf, so wunderbar aber ist es, daß die schönheitsverwirklichte Werke der Technik hier — ungeachtet — in fast allen Fällen neue landschaftliche Werte erstehen ließen. Was die Natur unserem Berglande versagte: die Maare der hohen Eifel, die Moränenseen des Alpenvorlandes und die Bergseen der Schweiz, das fügte die Technik glücklich hinzu. Und so ist dies einig schöne, von der Kunstfertigkeit und Können der Baukunst umhüllte Sauerland nur noch abwechslungsreicher und vielgestaltiger geworden. Was dabei an harter, herber Tragik den Eingelenen traf, das gereichte dem Gange zum Segen.

An den neuerrichteten Seen, deren größter im Norden die breitgelagerte Wölfbesperre ist und im Osten die feingliedrige Ederesperre, wuchsen die Wunder der Schönheit wie ein gutes Geschenk der ausgleichenden Natur hervor. Waldbedeckene Berge kränzen die glitzernden Wasserflächen und bücken ihr Spiegelbild in die leise zitternden Fluten. Prognostisch geformte, barockumgelagert sich windende Sandströme bilden die neuen Gestade und locken die ermüdeten Menschen aus den großen Städten zu erfrischendem Bade. So entwickelten sich Strandfreibäder an den meisten der Seen, die in ihrer romantischen Schönheit an die Bäder bergiger Meeresküsten erinnern. Es reißen sich an den glücklichen Gestaden Sommer- und Wochenendhäuser, Bootshäuser und Jugendherbergen. Der schönsten eine konnte vor kurzem an den lieblichen Ufern des Wölfbesees dem Verkehr übergeben werden. Das frohe Leben und Treiben aber hält sich nicht am Ufer, es schwimmt mit hinaus auf den gleitenden Spiegel. Segel- und Paddelboote gleiten über die Fläche und die Strahlen der langgezogenen Rieselwellen folgen den schmalen Motorbooten wie ein Schneefeld der Bahn des Rometen. Solche Fahrten werden besonders auf dem Wölfbesee und Wersee zu reispollen Erlebnisfen.

Mit den steigenden Wellen kamen die Vögel des Wassers geflogen, der heutigetierge Reiter, die scheue Wildente, die zutrauliche Silbermöwe und der stolze Kranich. Und wo ebendort goldene Fluten von brottenden Wehren im Winde sich kräuselten wie von unsichtbarer Hand gehoben und segnend gestreut, da schaukeln nun grünblaue wolle Wellen zu den Ufern des Windes. Nachraum für ungezählte Schuppentiere. Das Korn erlesenen die Fischgondelherberge und Seimalmuseum. Da wir gut 8 1/2 Stunden gewandert sind, treten wir von

So erloschen die Segnungen der einen Welt, so erwachen — nach höherem Geseh, die der anderen.

Es seien nun hier kurz die bedeutendsten Sperren der einzelnen Stromgebiete des Sauerlandes und des westlich vorgelagerten Bergisch-Märkischen Landes genannt. Zum Wölfbeseegebiet gehört die wichtigste hydrographische Sperre (Stauhalt) in Millionen Kubikmetern: 204,4. Die Angaben über Stauhalt sind dem „Kneebuch“ entnommen, über ragt von dem 450 Meter hoch gelegenen Schloß Waldeck, der mehrfachen Stauungsbau des Wölfbesees. Lieber 150 Meter steigt der Wanderer vom Spiegel des Sees zu den Zinnen der Burg empor. Die lausig und verdeckt gelegene Dämpersee (18,0 Mill.) bei Badberg ist die zweite und letzte der zur Wölfbesee gehörenden Sperren. Bekanntlich ist die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser in den sauerländischen Bergen infolge des nach Osten stufenweise fortschreitenden Aufbaus des Berglandes auch weit nach Osten hin verdrückt worden, so daß die überwiegende Zahl der Sperren zum Bereiche des Vater Rheins sich bekennt. Die größte der Ruhrgebietssperren ist die von lieblichen Hügeln und Wäldern umgebene, zwischen den südlichen Hängen des Hoartranges und dem tiefen Arnberger Wölfbesee hinziehende Wölfbeseeperre, das modernendliche Ziel hundertter und Tausender (130 Millionen cbm). Nicht ohne landschaftlichen Reiz ist der oberhalb des schmalen Städtchens Wölfbesee sich stauende Hennese (11,0). Von der im Bau befindlichen gewaltigen Corpsperre südwestlich von Arnberg soll hier nur andeutungsweise die Rede sein. Bemerkenswert ist, daß hier der Staudamm aus Erdreich, das einen Betonkern einschließt, aufgeführt wird. — Zahlreich nun sind die in die Flußgebiete der Renne und Wolme fallenden künstlichen Bergseen. Zwischen Olpe und Attendorn wird dem Wanderer die schön gelegene Rihneperre (22,0) anziehen, die zum System der bei Fimmentrop in die Renne fließenden Wölfe gehört. Südlich von Wittenberg angut die Ederesperre aus ihrer malig-birgigen Umrahmung heraus. Noch zwei kleinere, die Wölfbesee (1,86), ebenfalls am Nordhang des Edergebirges gelegen, und die kleine Füelbeseeperre (0,7) südlich von Alena vervollständigen das Sperrensystem der Renne. Ihre große Schönheit, die Wolme, hat der Staufer nicht weniger aufzuweisen; südlich von Lüdenscheid die Jubaesperre (1,06), die reizvoll in ihrer Waldeinsamkeit gelegene Glörtalesperre (2,1) südlich von Breckerfeld, die Hasperaltalesperre (2,06) südlich von Halpe, die hübsch gelegene Ennepetalesperre (12,06) und die winzige Heilenbeseeperre (0,46), beide südlich von dem Industrieort Gwelsberg.

Das sind des schönen Sauerlandes strahlenden Augen. Schöne Augen für dich, wie sie gehören zu einem — schönen Kinde!

Himmelsrundschau für September 1928

Von Max Valier.

Im Berichtsmonat gleitet die Sonne immer schneller in ihrer scheinbaren Bahn am Himmel aus den sommerlichen Graden nördlicher Deklination hinab gegen Süden und schneidet am 23. September um 8 Uhr 6 Minuten den Himmelsgleicher, welches astronomische Ereignis den Beginn des Herbstes kennzeichnet. Daher werden die Tage im September sehr rasch kürzer.

ger, und die volle Nachtdunkelheit tritt zu immer bequemer Beobachtungsstunde ein.

Beobachtet man zunächst in der noch hellen Dämmerung, so kann man bei eifrigem Suchen mit dem Fernrohr umher Beries als Abendstern tief über Südwest finden, doch geht der glühende Planet der Liebesgöttin schon eine halbe Stunde nach der Sonne unter. Der Fixstern, der als zweites Gestirn zuerst nahe dem Scheitelpunkte aufsteigt, ist die sommerliche Regula der Leier, während hoch im Westen Arkturus aufsteigt und über dem Nordhorizonte Capella im Fuhrmann flimmert. Wenn Venus längst verschwunden ist, glänzt noch matt und ruhig Saturn im Südwesten auf kurze Zeit, aber seine Beobachtung ist nicht mehr günstig.

Erheben wir aber bei vollkommener Nachtdunkelheit, zu Monatsbeginn etwa um 23 Uhr gegen Monatsmitte um 22 Uhr, am Monatsende um 21 Uhr unsern Blick zum Fixsternzelt, dann finden wir die für menschliches Erdsehen scheinbar ewig unveränderlichen Himmelsbilder in der nachfolgenden Stellung: Tief über Nordwesten den Großen Bären, darunter verfinstert den Kopf der Schlang, nach erhöhten Ophiuchus und über ihm Skorpion. Im Südwesten stehen die hellen Sterne des Schützen unter den Sorten, während die sommerlichen Bilder: Adler, Leier und Schwan mit ihren hellen Hauptsternen: Altair, Vega und Deneb das bekannte, schon in der Dämmerung auffallende große himmlische Dreieck bilden. Rechts bei Süd das tiefe Himmelsfeld nimmt der Steinbock ein, genau den Meridian schneidet der Wassermann und über ihm Pegasus. Der helle Stern, links bei Süd, ganz unten am Horizont ist Gamalbat, der südliche Fixstern erster Lichtstärke, der in unseiner Breiten überhaup nicht gesehen werden kann.

Im Südostfeld machen sich die ersten Vorzeichen des winterlichen Sternenhimmels bemerkbar. Da lagert breit am Horizont der Wal-fisch, dessen Wanderstern Mira in den letzten Tagen des Monats unter den Jagdgelehrten von sich reden macht, weil sein Lichtwechsel bisher noch Erklärung spottet. Über dem Wal-fisch steht die ganze Sterngruppe, wenn die Sonne sie aufsteigend durchschneidet. Doch zunächst steht uns ja der Winter bevor. Wölfe und Dämonen und über ihnen Andromeda zeigen ihre leuchtenden Sonnenkleider über Wolken. Über Ostern endlich erhebt sich, un-widerstehlich den Blick fesslend, das winzige Würschchen der fliehenden Pleiadensterne, dicht hinter ihnen der majestätische Aldebaran, der Hauptstern im Stier. Im Nordosten funkelt hell emporschauend Capella. Über den Pleiaden leuchtet das Sternchen des Perseus empor, ganz oben der Cassiopeja, der rechts gegen den Himmelsmittelpunkt zu verläuft im Zuge der Milchstraße folgt, während Drache und kleiner Bär nördlich vom Pol hingenwandeln sind.

Von den Planeten geht gegen Monatsende Merkur eine halbe Stunde nach der Sonne am südwestlichen Abendhimmel unter, kann aber in der hellen Dämmerung nicht gesehen werden. Den Venus lagern wir bereits weiter oben, doch auch ihre Beobachtung noch schwierig ist. Mars, der um 22 Uhr gerade im Nordosten feuerrot leuchtend aufsteigt, ist sehr günstig zu beobachten und erscheint, da er sich der Erde schnell nähert, den Auge in immer größerer GröÙe und im Fernrohr als immer mächtigere Scheibe mit vielen Einzelheiten. Jupiter über- schaut aber beherrcht mit seinem majestätischen Licht das Firmament.

Die Jagd im September

Die Ernte der Halmfrüchte ist beendet, der Wind geht über die Stoppeln. Der Wald be-ginnt sein buntes Kleid anzulegen. Viele un-terer gesiederten Sommergäste haben bereits ihre Reise nach dem Süden angetreten und ein weiterer Teil macht sich bereit, dies ebenfalls zu tun. Der Herbst naht und mit ihm des Jä-gers Entzeit. Die schwarzen Felder auf dem Schatzkühnen mehrten sich und es bietet sich dem Jäger mannigfache Gelegenheit zu er-folgreicher Jagdausübung. Voraussetzung hier-bei ist natürlich immer, daß es an einer ziel-berührenden Bege nicht hat fehlen lassen.

Vor allem ist es die Hühnerjagd, die den Jä-ger jetzt auf den Plan ruft. In weiser Erkennt-nis der Verhältnisse — so schreibt die in Rötten (Hah.) erscheinende Jagdmonatschrift St. Sym-bertus — Der Jäger — hat man in diesem Jahre behördlicherseits von dem Rechte, die Jagd auf Rebhühner bereits im letzten Drittel des Augusts beginnen zu lassen, fast allgemein Abstand genommen und hat den Beginn der Schutzzeit für diese Vögel auf den 1. Septem-ber, aber auf noch später gesetzt. Diese Maß-

nahme wird für den Wildstand nicht ohne se-genreiche Folgen sein. Für die Hühnerjagd kommt wohl nur die Suche in Betracht, wozu ein fester, ausdauernder Vorsteher, der eine flotte Quersäge hat, fest vorsteht, guter Bringer ist und zuverlässig im Auffinden ange-schossener Hühner ist, die erste Vorbedingung ist. Am genuehrlichsten ist es, die Hühnerjagd allein oder höchstens zu zweit hinter dem Hunde auszuüben. Man beschreibe stets nur ein-zelne u. ausgewachsene Hühner und schone nach Möglichkeit die führenden Elternhühner.

Für den Hochwildjäger bringt dieser Monat ganz besondere Freuden; die Hirschbrunft. An-fang des Monats steht der Hirsch noch in der Feiste. Mit der zweiten Hälfte jedoch äußern sich die Zeichen beginnender Brunst, die in manchen Gegenden um diesen Zeitpunkt be-reits voll einsetzt. Das Edelwild steht, die Ge-schlechter beieinander, gewöhnlich auf den Jahr-für Jahr wieder ausgelagerten Brunstplätzen. Während der Brunstzeit tritt das Bild ge-wöhnlich erst vor Mitternacht auf die Felder aus und zieht, nachdem es sich satt geist hat, zeitiger wie sonst wieder zu Folge.

Die Brunstzeit der Rehe ist vorbei und da-mit auch die Blattjagd. Die Büche bedürfen noch der Schonung, sie sind infolge der Brunst-zeit schlechter im Wirt, beginnen zu ver-färben und werden erst in den letzten Mo-natsstagen wieder vollwertig und können auf Suche und Anstand geschossen werden.

Der Hase hat noch Schönteit. Viele Häsinnen tragen und legen noch, deshalb ist gelegentlich der Hühnerjagd keine Jagenspeise zu duben. Die Entenjagd wird fortgesetzt. Vamentlich empfiehlt sich die Eingelsuche sowie der Anstand am Einfall an Teichen, Tümpeln und Gräben. Gegen Ende des Monats haben die Erpel ver-färbt und sind dann leicht von den weiblichen Enten zu unterscheiden. Diese werden vom maigerechten Jäger verschont.

Im letzten Septemberdrittel beginnt der Rückzug der Waldschneepfen und damit die Herbstschneepfenjagd, die von vielen Jägern dem Frühjahrschneepfen vorgezogen wird. Im Verlaufe des Monats endet auch die Schönteit des Faisans. Man beschränke jedoch den Abschluß auf ausgefärbte junge Hühner und schone die nur halbentwickelten und die Hennen, die außer bei sehr gutem Befehl, über-haupt unbefähigt bleiben sollen.

Die Verfolgung des Haarraubwildes ruht auch jetzt nicht, desgleichen die der gesiederten Räuber, deren Zugzeit im Laufe des Monats beginnt und sie oft in größerer Anzahl in un-serer Reviere führt.

Dem Wilderentumessen ist nach Kräften zu steuern. Die Pilzfischer sind gut zu überwachen, da sich unter dieser harmlosen Maske oft die gefährlichsten Schlingensteller verbergen.

Ein römischer Gutshof bei Köln

Von Dr. Fritz Premersdorf-Köln.
Leiter der Römischen Abt. des Wallraf-Richard-Museums Köln.

Das Rheinland ist rund 400 Jahre im Besitze der Römer gewesen. Diese lange Zeit der Besetzung hat begründlichweise zahlreiche Spu-ren hinterlassen. Es zeugen davon nicht nur die großen Festungen und Lager, aus denen am Ende des dritten Jahrhunderts die ersten un-mauerten Städte hervorgegangen sind, sondern auch zahlreiche Ansiedlungen draußen auf dem flachen Lande, dort wo der Bauer und der Großgrundbesitzer hausten. Wir kennen aus dem römischen Rheinland wie aus anderen Tei-len des römischen Weltreiches zahlreiche solcher Ansiedlungen oder villae rusticae, wie der Fachausdruck lautet. In diesen war es bisher nicht gelungen, eine solche Anlage mit all ihren Einrichtungen reiflos kennen zu lernen. Hier-zu bot sich nun in Köln dank besonders günsti-ger Umstände die Möglichkeit. In jahrelangen Grabungen wurde alles das ermittelt, was zu einem solch ausgedehnten römischen Gutshofe gehörte, der folglich eine kleine Stadt für sich war.

Den Mittelpunkt der ganzen Anlage bildete das sogenannte Herrenhaus, das die Wohn-räume des Besitzers und seiner Familie ent-hielt. Es hatte eine Frontlänge von etwa 50 Metern und wies 30 Räume auf, von denen eine Anzahl mit Fußbodenheizung versehen war. Eine ganze Gruppe von Räumen diente als Badeanlage, die sich in Feiß-, Warm- und Kaltbad gliederte. Über die Ausstattung dieser Räume sind wir genauer unterrichtet, denn es fanden sich zahlreiche Bruchstücke verschiedener bunter, geschliffener Marmorplatten vor, die

als Belag von Wänden und Decken dienten. Ganz besonders aber sind Tausende von Bruch-stücken von Freskomalereien vorhanden, mit denen die Wände der Räume ehemals ge-schmückt waren. Ein späterer Besitzer hat sie wahrscheinlich, weil sie ihm nicht mehr ge-fielen oder nicht mehr dem Geiste der Zeit ent-sprachen, heruntergeschlagen und in einer Grube verschwinden lassen. Es steht zu hoffen, daß es gelingen wird, große Teile dieser bunt be-malten Wände wieder zusammenzusetzen. Sie bestanden teilweise aus reichen Ornamenten, aus Zusammenstellungen von Blumen und Früchten, aber es fehlen auch nicht Reste gro-ßer figürlicher Darstellungen. So ist vor allem das Bild einer 40 Zentimeter hohen Figur der Fortuna, der Glücksgöttin mit dem Füllhorn, vorhanden. Die Entwürfe dieses Herren-hauses und seiner Badeanlagen erfolgte ver-mittelt eines sorgfältig gebauten Kanals, der bei seiner Ausführung noch mit großen Schie-ferplatten abgedeckt war. Er mündete in einer großen Öffnung im Boden, die wir nach Ana-logie unserer heutigen Bauerngüter wohl als Entensich bezeichnen dürfen, d. h. zugleich die Stelle, wo sich auch das Gedeckel tummeln konnte. Bei einer derartigen Anlage war selbstverständlich auch besonderer Wert auf die Versorgung mit einwandfreiem Trinkwasser gelegt. Man gewann es durch gemauerte Zie-brunnen, die Grundwasser aus einer Tiefe von 22 Metern heraus holten. Die technische Aus-führung dieser Brunnen in schwierigem Erd-reich ist besonders lehrreich und zeigt, wie man damals durch ungleich viel einfachere Hilfsmittel als heute solcher Schwierigkeiten Herr wurde.

Die eingang angelegt wurde, bildete das Her-renhaus den Mittelpunkt der ganzen Anlage. Im Halbkreis ringum lagen nicht weniger als elf landwirtschaftliche Gebäude. Unter die-sen befanden sich ein Wohnhaus für das Ge-sinde, eine Reihe von verschiedenen großen Stall-anlagen, die für Rinder, Schafe und Schweine ge-dient haben dürften, eine große Scheune, ein Trockenstall, ein offener Gerstehaufen, eine Scheune mit angebautem Wirtshaus und vor allem ein schwerer, mehrstöckiger Getreide-speicher, unseren Silo-Anlagen vergleichbar. Auf der anderen Seite des Herrenhauses — dem landwirtschaftlichen Betrieb gerade ent-gegengesetzt — lag ein stattlicher Garten; und von hier aus hatte man einen schönen Blick nach den Höhen des nahen Vorgebirges. Das Ganze ward von einer Mauer eingefriedigt und nach außen hin abgeschlossen.

Aber zu dieser Anlage gehörten auch noch zwei verschiedene Stellen, an denen die Toten beigesetzt wurden: einmal das Grabfeld des ersten und zweiten Jahrhunderts n. Chr., das die frühen Brandgräber enthielt, und dann der Platz, an dem im dritten und vierten Jahr-hundert die Angehörigen des Besitzers in gro-ßen, schweren, wohlbehauenen Sandstein-sarkophagen beigesetzt wurden. Die Freilegung der letzteren war eine Überraschung und för-dernde eine große Anzahl der köstlichsten Be-igaben aus Tageslicht, darunter eine Anzahl von Gläsern, eine Reihe bronzener Gefäße und vor allem auch zwei Zeugnisse des älteren Christentums: große silberne Vöfel mit der in Schmelzmalerei eingeleigten Aufschrift „Deo Gratias“.

In solcher Vollständigkeit war eine römische Gutshofanlage bisher nicht bekannt. Aber auch darüber hinaus führten die Grabungen des Museums noch zu weiteren wichtigen neuen Ergebnissen. Bisher nahm man den Grundriß der ausgegrabenen Gebäude als Bauplan an, d. h. als etwas aus einem Guß Entstandenes. Man bedachte nicht, daß diese Anlagen zumeist Jahrhunderte bestanden, daß sie also im Laufe dieser langen Zeit allerlei Veränderungen, Umbauten und Berggröberungen erfahren ha-ben. Aus dem Mauergerüst des Herrenhauses ließ sich unter Anwendung einer ganz schär-finnigen Methode die älteste Anlage heraus-schälen, die um 50 n. Chr. entstanden ist; und ebenso konnte man nachweisen, daß im Laufe der Zeit fünf weitere Bauperioden das ur-sprüngliche Bild verändert haben.

Bei so gesicherten Anlagen lag von vorn-herin der Gedanke nahe, das ursprüngliche Aussehen der ganzen Anlage wieder herzu-stellen. So sind zwei prächtige Modelle des Her-renhauses und der gesamten Gutshofanlage entstanden, die das Beste darstellen, was die Forschung auf diesem Gebiete bis jetzt hervor-gebracht hat.

Berühmte Rheintweintellereien

Sommerzeit — Wanderzeit! Gibt es wohl eine fröhlichere Wanderung als in dem von Natur und Geschichte gebildeten Paradies Deutschlands, dem Rheintal? Hier schauen

die Jahrtausende herab auf eine Kultur, die die Römer mit dem ererbten Schwert und dann mit der prangenden Rebe ins Land trugen, bis die ermüdeten Deutschen erst die Römer und endlich auch die gallische Galla vertrieben und den jonnigen Weinleuten beizubieten. Gegenüber von Mainz, noch am Main knar-ter seiner Mündung, hebt das Rheingebirge als Ausläufer des Taunus bei der Heimstätte des Jagdherrn auf und zieht sich mit seinen nach Süden abfallenden, jonnendurchglühten Gema-ungen bis nach Rheinfelden, wo der herrliche, einzig rote Rheintwein mit dem eigen-artig an süße Mandeln mahnenden Wohlge-schmack gedeiht. Mit der Bahn die Strecke in einer Stunde durchfahren oder auf dem schmuk-ken Rheindampfer talwärtsfahren? Das gibt nur kurze Freude und geringe Wissenhaft von den Burgen und Schlössern, von den Zau-bern der Landschaft, von den kühlen Weinstu-ben und schattigen Lauben, wo der leichte, offene Wein so geistlich zu trinken ist. Am wenigsten aber erfährt man von den mächti-gen Schachmannern der Kellereien, wo die Edelsteinen in mächtigen Fässern gären und sich klären, bis das stolze Getränk reif ist, das die Welt der Feinschmecker kennt. Der Ge-schmack der Menge hat sich freilich den Weis-heiten zugewendet. Aber für den erlebten Genuß des bedächtigen Feinschmeckers, der das Bouquet im langsamen Schlucken atmet und jeden Tropfen zwischen Zunge und Gaumen langsam riechen läßt, das sich an Freude, an Gesmack und Geruch dem letzten Nera des also beglückten Leibes mitteilt, den Geist erhebt das Herz erquickt, für solchen Trinker bleibt der Rheintwein der König aller Weine, wie ihn schon Klopstock in seiner herrlichen Ode der „Rheintwein“ besungen hat.

Die alte Kunst, den Weintank zu heitern und ihn reifen zu lassen, ist nach den Römern von den Mönchen des Zisterzienser- und Benedik-tinerklosters fortgesetzt worden. Alle die großen Stige des Rheintweinbaus waren fräher Klöster, ehe sie in das weltliche Eigentum ihrer heutigen Besitzer übergingen. Neben dem Jümel Schloß Johannisberg des Fürsten Weter-nich ist die ausgebeutetste und wertvoll-sten Weingüter des Rheingaus im Besitz des preußischen Staates und des Hauses A. Wil-helm. Als im Jahre 1877 der damalige Kron-prinz Friedrich Wilhelm den berühmten Geiger Wilhelm in Wiesbaden besuchte, sagte er zu seinem Wirt: „Nicht wahr, lieber Professor, Ihr Herr Vater ist der erste Weingüterbesitzer im Rheingau?“ „Nein, Kaiserliche Hoheit“, ent-gegenerte der Kaiser, „das ist vielmehr Herr Herr Vater, Seine Majestät der Kaiser; mein Vater ist der Zweite.“

In der Tat ist noch heute der preußische Staat einer der größten Weingüterbesitzer. So ist unter anderem die preußische Domäne Abtei Eberbach bei Hattenheim einer der Hauptstie des von dem preußischen Staat im Rheingau betriebenen Weinbaues. Bis zum Jahre 1808 war die Abtei Eberbach noch Zisterzienserklöster. Die weitgedehnten Gebäude des Klosters haben später eine recht verschiedene Bestimmung er-halten. Ein Teil der Gebäute ist nämlich als — Straßgefängnis eingerichtet. Das große Refektorium der Mönche aber dient als Kellerei, und in den mächtigen Kellern lagern die Stüchfässer zu je 1200 Liter und die noch grö-ßeren Fässer mit ihren goldglühenden Schlä-nen, unter denen der „Steinberger Rabe-nett“, der an Feuerkraft überlegene Rabe-nett des „Johannisberger Schloß“, die vornehmste Rolle im Weinbau spielt. Um den hohen Herrn herum bilden die anderen vornehmen Herren einen ehrfürchtigen Hofstaat. Da ist der Markobrunnen, so genannt von dem Markobrunnen, der die Bemerkungen der Ge-meinden Eberbach und Hattenheim scheidet, mit seinem Vollenhalt und dem wunderbaren Bou-quet; da ist der Rüdesheimer Fürstentum, mit dem die Stadt Frankfurt im Jahre 1863 die deutschen Fürsten bewirtete und der damals den ganzen Römer mit seinem lieblichen Duft erfüllte, und alle die anderen hoch- und hoch-mohlgeordneten Herren unter den Weinen.

Berühmt sind auch die Kellereien in Rüdes-heim, wo schon Karl der Große Weinberge an-gelegt hat. Eine Perle unter den Weingütern ist ferner das Schloß Reichartshausen, das fräher mit zu den reichen Besitzungen des Zister-zienserklösters Eberbach gehörte. Noch heute ist die wundervolle Ruine des zwischen 1152 und 1157 im romanischen Stil erbauten Schlosses mit dem Marienurm verhältnismäßig gut er-halten. Mächtige Fässer mit edlem Inhalt lagern unter den Baulichkeiten des Schlosses.

Ein Bruchstück der rheinischen Weinkellerei aber ist und bleibt das im Jahre 1876 von Emil Rittershaus mit einem poetischen Trinkspruch getaufte Riesenfaß in Hattenheim. Dieses Faß eine Weitzerlei rühmte rheinischer Völkergemein-

ist aus slavonischem Eichenholz gebaut und er-hielt auf der Wiener Weltausstellung den ersten Preis. Ein alter Rheingauer Spruch sagt: „Je größer der Faß, desto besser der Wein.“ Dieses stets gefüllte größte Rheintweinfaß Deutschlands birgt 64 000 Liter Wein in seinem mächtigen Bauch. Im Jahre 1500 wurde schon einmal im Kloster Eberbach solch großes Faß mit Steinberger Rabeintwein gefüllt. Aber schon 20 Jahre später wurde im Bauernkrieg das Faß von aufreizenden Bauern ausge-trunken und dann zertrümmert.

Genießt sich diese drei erwähnten berühmten Hochgärten des Rheintweins nicht die ein-zigen: die des Rheingaus Ehren hochhalten in der Welt der Trinker. Bei Rüdesheim erheben sich noch zwei altklassische Schlösser des edlen Weinbaues, die einst den Weissherren, den Fürsten und Bischöfen vom Rheingau gehör-ten und deren alte, stolze Türme die Rüdes-heimer Landschaft beherrschen: die Brünster-burg, jetzt Eigentum der Grafen Angelsheim, und die Wölschenburg. Auch von diesen Weinen gilt der Ratspruch, den der Dichter dem Hat-tenheimer Riesenfaß widmete: „Ich sag: Gott segne dich, du alter, du edler, dunkler, gol-dener Saft, du bist der Schöpfer, der Erhalter der echten, rechten Lebenskraft.“ Daneben aber gibt es noch zahllose Wein-kellereien, deren Namen weit in der Welt einen guten Klang haben. Auch für den Weinbaugenießer leidet er unter der Rot der Winger und darüber hinaus steht dieser unalte deutsche Boden unter dem Drucke der Fremdherr-schaft, so daß der alte Spruch und Wunsch er-höhten Inhalt hat: „Gott segne unseren Rhein-gau!“

Unter den Weinen gelten bekanntlich die alten als die besten Marken. Aber das trifft doch nur mit der Beschränkung zu, daß die Weine nach einer gewissen Zeit verlieren; denn der Wein verest sich. In Deutschland ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß der Rabeintwein vom Jahre 1863 im Bremer Rats-keller der älteste sei, aber es ist fraglich, ob da-von überhaupt noch ein Tropfen vorhanden ist. Seit jetzt aber, daß es noch Hochheimer aus dem Jahre 1706 gibt, und Ratsproben haben erwießen, daß er noch sehr gut mundet nach mehr als 200 Jahren, ebenso auch die Jahr-gänge 1779, 1783 und 1806. In gleicher Weise ist der Steinberger von 1811 noch kernig und saftig, und von dem 1822er wird sogar ge-rühmt, daß er fein, edel und groß sei. Es steht fest, daß ein hundertjähriges Weichen noch immer trotz seines Alters hohen Gehalt beifien kann und bei ihm kaum eine Abnahme des Bouquets zu bemerken ist, aber den Wölschen der großen Jahrgänge wie 1859, 1861, 1862 und 1868 kommt er doch meist nicht gleich.

Rümm'n haart — Klar kimming!

Von Alfred Salte.

Wenn ich Steinkohlendampf rieche und Teer, und eine Stiene tuten höre, heult in mir die Sehnsucht nach der See.

Reisen ist schön. Zur See reisen ist am schön-sten. Aber nicht auf so einem großen Renom-mierteamer mit Tangaal, Schwimmbassin und Bar, sondern auf einem kleinen Frachtdampfer als einziger Passagier.

Ist man ein vernünftiger Mensch, versteht man, sich einfach und gerade zu geben, so ist man mit den allen Teerjaden bald gut Freund und hat einen der Kapitän ins Herz geschlossen, so heißt das Schiff dir. Wandertroll, dann abends allein, ohne Smoking, über das Deck zu laufen, sich über die Reeling zu beugen und ins Wasser zu schauen, daß nicht Hochverrat, wie auf den Riesendampfern, sondern fast geis-bar unter dir in dunklen Wässern spielt. Oder die Nase in den Maschinenraum zu stecken und den warmen Brodem einzufangen, der von der Asbestpackung des Dampftröbels aufsteigt und sich mit dem Delgeruch der Maschinen zu einem bezaubernden Duft verbindet.

Salzig weht die klare Seeluft über das Deck und hungert dir monnig den Magen aus. O herrlicher Labhaus, du Labal eines Mittag-mahles auf See, nicht genug zu preisendes Seemannessen. Man läßt köstlich durch die Maschine, schmort köstlich geschnittene Zwie-beln in Fett recht schön braun, tut das Köchel-fleisch hinzu, läßt es, die Zwiebeln hinein-rühren, einen Augenblick dämpfen und im-patrigiert mit dieser Wasse einen ordentlichen Topf voll Quetschartoffeln, bis ein kräftiger, steifer Röhler heißer Brei entsteht. Tradition-elle Zupfe: eine saure Gurke. Brächtig köstlich. Und: Duft! Wohl! Eine Budel We-der Banerisch schmeckt nie besser als nach solchem Essen.

Smutje, der Koch, wird belobt und grinst ver-ögenigsten Dank. Steuermann hat grad Ge-burtstag, also kommt noch eine Budel Gin auf den Nachtisch. Bei: nichts in der Kapitän's-kajüte aber gemächlich.

Draußen lötet die Sonne Himmel und Meer zu einem heißen Klumpen zusammen. Wir drinnen feiern Geburtstag. Steuermann soll leben. Das Grammophon dack in allen Ge-bern, seit es mit auf See fährt, hat es etwas auf der Brust. Ach was, Platte drauf, los, musikalische Ovation für das Geburtstagskind „Riegender Holländer“, „Steuermann, laß die Nacht, Steuermann, her zu uns...“! Steu-ermann lacht und holt noch eine Budel Gin raus. Und dann gehts wieder hinauf an Deck.

Die Sonne steht hoch und nicht. Kleine Wellen haben sich kokette Spighenrüschen angefrisiert. Der Meeresspiegel ist besser Saune und wirft silberne Taler aus dem Grunde heraus; sie glitzern auf dem Wasser und vermaneln sich in springende blaue Fische. Fische kommt glotzend durch die Luft. Herunter mit der Kiege, wir sind Männer unter uns. Nacht und braun paziert der einzige Passagier über den Buckel gegen die Nacht. Nachmittags, zu Kaffee, hat Smutje, weil Geburtstag ist, einen duffigen Röhrenkuchen gebacken.

Und dann wird es wieder Abend. Und wie-der Morgen. Ist denn die Nacht schon herum? Frisch gebadet steigt die Sonne aus dem Meer. Klar liegt der Horizont, Freude schäumt durch das Herz. Herrlicher Friesenpruch d. h. das ganze Geheimnis des Lebens und Latens in knappe Worte bannt: Rümm'n haart, klar kimming, ausgeräumt klar, freier Horizont!

Die Tagen reifen sich auf wie eine leuchten-de Berleinschmür. Alle Erdenschnüre fällt ab. Und aus Morgen und Abend wird immer ein neuer schöner Tag. Jeden Abend muß der Kap-tän eine Geschichte erzählen. Am liebsten hört ich die vom Störtebecker. Er macht das prächt-igste, herrlich dramatisch, wie der große See-räuber in Hamburg auf dem Gasterock mit seinen Gefellen hingerichtet werden soll, und da tat es ihm um seine Gefellen leid, und er hat, man möge jene seiner Gefellen, an denen er noch ohne Kopf vorbeizugehen vermöchte, am Leben lassen. Man gewährte ihm die Bitte und kaum war sein Haupt unter dem Henkers-beil gefallen, da erhob sich Störtebecker Rump und ging an elf seiner Gefellen vorbei ehe er zusammenbrach, und hatte ihnen im Tode noch das Leben gerettet. „Un da was n' n' Kerl“, sagte der Kapitän dann immer zum Schluß und haute mit der Faust auf den Tisch, „allens wat redt ist — n' Kerl wie Iff!“ Und nahm dann einen Gin, und erzählte schmunzelnd die sonstigen Erlebnisse vom Fischmarkt in Cairo, als er noch mit dem Röhren-steamer damals durch den Suezkanal fuhr.

Herrlicher Kapitän, dir müssen die Ohren klingen, so sehr denkst meine Sehnsucht an dich und dein Schiff. Und doch werden wir heuer nicht mitfahnen fahren. Denn ich bin selbst unter die Reder gegangen und habe mit ein Radeelboot gekauft. „Rümm'n haart“ heißt es, zur Erinnerung an das ausgeräumte Herz das mit die Fahrten mit dir idenken. Doch wenn ich heut auch nicht mit dir fahren kann, soll dir doch ein Fest der Erinnerung gerichtet werden: wenn die Sonne recht schön auf den Schornstein scheint, will ich meinen Herd heizen, bis die Küche voll Röhrenrauch ist, und mit dann auf einem Asbestteller einen Labhaus machen. Dann rieche ich dein Schiff, die Röh-len, den heißen Asbest des Dampftröbels, und ein Tropfen Gin, auf dein Wohl, wird sich auch noch finden. Prost! Kapitän, auf gute Fahrt!

Capacabana

Von Dr. Joachim Seegert - Rio de Janeiro.

Jahrtausende schon wirft der Atlant seine Wellen an den Strand der Berghüfte Gibome-rihas, wo heute die Städte der Villenkolonie von Brasiliens Hauptstadt ist. Flut und Ebbe wechseln sich ab im ewigen Tempo der Zeiten, Wasserwall auf Wasserwall umspült in meinem Galbais das Land, gleichgültig ob des Trei-bens am Strand, das nur einen Sekundanteil der Ewigkeit hier Platz hat. Die Wellen ver-gehen und die Berge, die heute hochherabst selbst ragen, werden sich mandeln, aber ewig wird das Meer dem Erdball gehören und dem Menschen Wunder sein, vor dem er stumm steht.

Doch wir gehören unserer Zeit — nur unsere Gedanken der Zukunft — und so laßt uns mit-leben das ewige Radeleben unter fühlbaren